

Alarmismus: Vom Umgang mit Risiken, Gefahren und den Medien

Vortrag auf der Tagung „Selbstbild und
Außendarstellung des Justizvollzugs in
Deutschland“ 20.–22.11.2005

Gerald Mackenthun (Berlin)

Inhalt

Ulrich Becks „Risikogesellschaft“ (1986)	2
Sicherheit – Risiko – Gefahr: Es gibt keinen Konsens	3
Risiken werden stark subjektiv wahrgenommen.....	3
Medien bestimmen unser Bild vom Risiko	4
Wie man sich vor hysterischen Medienberichten schützen kann.....	5
Tipps zum Umgang mit Medien im Krisenfall	6
Zum Autor	7

Einleitung

In dem Buch „Die Panik-Macher“ (Piper-Verlag, München 2002) haben Prof. Walter Krämer und ich versucht, die nebensächlich kleinen von den wirklich relevanten Risiken des Alltags zu unterscheiden. Für „Panik-Macher“ halten wir gewisse Organisationen und Medien wie „Monitor“, „PlusMinus“, „Öko-Test“, BUND und Greenpeace. Sie haben es sich zum Programm gemacht, Risiken minimaler Art groß aufzubauschen, sei es Kernenergie, Pflanzenschutzmittelrückstände in Lebensmitteln oder grüne Gentechnik. Wie man statistisch belegen kann, sind diese Risiken minimal und im Grunde vernachlässigbar. Walter Krämer und ich betonen hingegen, dass ganz andere Risiken die Menschen in relevantem Ausmaße krank machen oder sogar töten: mangelnde Bewegung, erhöhter Blutdruck, Autofahren, Haushaltsleitern (d.h. Stürze), Alkohol und Tabak - um nur die wichtigsten zu nennen. Tausende bis Zehntausende sterben daran frühzeitig.

Ulrich Becks „Risikogesellschaft“ (1986)

Wer erinnert sich noch an Ulrich Beck und sein Buch „Risiko-Gesellschaft“? Seine These 1986 war: Die Klassengesellschaft wird von der Risikogesellschaft abgelöst. Während Arbeitslosigkeit ein Klassenphänomen ist, schrieb Beck, würden Umweltrisiken alle unterschiedslos treffen. Becks „Risikogesellschaft“ beschreibt ein durch Großtechniken deformiertes Gemeinwesen, in welchem ein umfassendes Unsicherheitsgefühl zur dominierenden Kraft wird. Politik, Wirtschaft und Wissenschaft arbeiten Hand in Hand, so Beck, um das Leben in der Industriegesellschaft immer gefährlicher zu machen. Sicherheit sei nur um den Preis des Verzichts auf riskante Techniken zu haben, in erster Linie Verzicht auf Kernenergie. Das war interessant und traf einen Nerv der Zeit.

Unter dem Begriff „Risiken“ subsumiert Beck einerseits „soziale Gefährdungslagen“ wie Arbeitslosigkeit, andererseits „naturwissenschaftliche Schadstoffverteilungen“: „Soziale Not ist hierarchisch, Smog ist demokratisch“. Die Risiken der Globalisierung, Individualisierung und soziale Ungleichheit waren richtig vorhergesagt, die Risiken durch Schadstoffe nicht. Risiken wie das Rauchen wurden von Becks Begriff der „Risiko-Gesellschaft“ gar nicht erst erfasst. Krämer und ich behaupten und belegen im Gegensatz zu Beck und den Panik-Machern:

- Die Umwelt wird immer sauberer.
- Die Menschen in der westlichen Welt leben immer länger und sicherer.
- Weitere Anstrengungen national und international werden Risiken weiter minimieren.
- Wir leben nur zum Teil in einer „Risiko-Gesellschaft“, vielmehr in einer sicheren Gesellschaft, die sich als puren Luxus eine immer größere Risikoangst leistet.
- Wir müssen natürlich wachsam sein, aber Augenmaß bewahren.
- Wir wenden uns nicht gegen Angst an sich, sondern gegen unbegründete Angst.

Beck verlieh einer weit verbreiteten Angst Ausdruck, die tagtäglich in der Presse geschürt wird. Es vergeht kaum ein Tag, an welchem nicht ein Thema behandelt wird, das im weiteren Sinne unter „Risiko“ subsumiert werden könnte, man denke nur an SARS (Schweres akutes Atemnotsyndrom), Hühnergrippe, Tsunamis oder „Gammel-Fleisch“. Ich selbst arbeitete 20 Jahre als Wissenschaftsreporter, und fast jede Woche wurde eine Risiko-Sau durchs mediale Dorf getrieben, beispielsweise Pestizidrückstände in Lebensmitteln. Das begann Anfang des Jahres mit Erdbeeren, setzte sich mit Zucchini fort, wurde am Beispiel Gurken und Weintrauben durchexerziert, um dann 12 Monate später wieder mit den Erdbeeren eine neue Runde zu beginnen. Die Angst vor „verseuchten Lebensmitteln“ steigert

sich manchmal so, dass man gelegentlich daran erinnern muss, dass eine oder andere sei doch noch zum Verzehr geeignet. Die Gründung der „Grünen“ vor nunmehr über 20 Jahren bedeutete einen enormen Schub für alle Arten derartiger Panik-Mache, da diese Partei das Thema Risiko mit der damit verbundenen Aufmerksamkeit in die Mitte des parlamentarischen Systems platzierte. Nicht nur in Deutschland, auch in anderen Staaten wie beispielsweise den USA prägt die Panik-Lobby das öffentliche Leben, wenn beispielsweise auf Kaffeebechern der Warnhinweis „Vorsicht, heiß!“ und auf Zahnstochern „Vorsicht, spitz!“ aufgedruckt werden muss. Gerade die US-Regierung tendiert dazu, vorbeugend alles als gefährlich zu deklarieren – bis zum Beweis des Gegenteils.

Sicherheit – Risiko – Gefahr: Es gibt keinen Konsens

1. These: Es gibt keinen Konsens darüber – es kann keinen geben. Mit dem Soziologen Niklas Luhmann möchte ich definieren: Risiko ist ein Konstrukt, dessen Inhalt gesellschaftlich verhandelt wird. Das, was unter einem Risiko verstanden wird, ist ein gesellschaftlich ausgehandelter Kompromiss, abhängig auch von Machtverhältnissen.

Wissenschaftler definieren Risiko prosaisch als Eintrittswahrscheinlichkeit multipliziert mit der geschätzten Opferzahl (Tote, Verletzte, Kranke) geteilt durch eine vorher definierte Einheit, z.B. pro Jahr oder – im Verkehr – pro zurückgelegten Kilometer. Die Berechnung ist nicht einfach, aber grundsätzlich möglich mit Hilfe von Statistik und Epidemiologie. Leider ergeben sich dabei zahlreiche Manipulationsmöglichkeiten, gemäß dem Motto „Traue keiner Statistik, die du nicht selbst gefälscht hast“. Über alle einfließenden Größen kann und muss diskutiert werden – die Opferzahlen, die zugrunde liegenden Einheiten – außer über eines: die Wissenschaftlichkeit der Methodik selbst. Leider wissen viele Laien nicht, was Wissenschaft ist, was sie leisten kann und wo ihre Grenzen liegen. Journalisten rechne ich zu den Laien.

Was meist von Laien verwechselt wird, sind „Risiko“ und „Gefahr“. Es gilt: Ein Risiko ist noch keine Gefahr. Eine Gefahr ist etwas Unmittelbares, ein Risiko eine abstrakte Größe. Risiken lauern überall, aber das heißt nicht, dass jemand wirklich in Gefahr ist. Ferner: Eine Gefahr ist noch kein Schaden. Die Gefahr durch ein vorhergesagtes Hochwasser heißt nicht, dass ich persönlich einen Schaden erleiden werde. Wenn ich das Risiko Bluthochdruck habe, heißt das nicht, dass ich morgen einen Herzinfarkt erleide. Die Wahrscheinlichkeit allerdings ist erhöht.

Die Debatte über Eintrittswahrscheinlichkeit, Opferzahl, Risiko und Gefahr soll letztendlich das allgemeine Sicherheitsgefühl erhöhen. Aber was ist „Sicherheit“? Mit Hilfe der Wahrscheinlichkeitsrechnung kann ermittelt werden, ob eine Situation oder eine Tätigkeit gefährlich ist oder nicht. Laien jedoch scheren sich wenig darum und gehen nach ihrer „gefühlte Sicherheit“. Wann *fühlen* wir uns sicher? Unter welchen Bedingungen?

Diese Debatte hat sowohl politische (Beispiel Überwachungskameras) als auch psychologische Dimensionen: In den Praxen tauchen Patienten mit Angst und Panik auf, mit Angst vor Krankheiten oder dem Sterben oder Rolltreppen oder Fahrstühlen. Die Aufgabe des Arztes oder Psychologen ist es, „Realangst“ von „neurotischer Angst“ (nach Sigmund Freud) zu unterscheiden. Das ist nicht einfach.

Risiken werden stark subjektiv wahrgenommen

2. These: Wir haben es beim Thema Risiko und Gefahr mit stark subjektiv gefärbten Urteilen zu tun. Die Bewertung spielt sich im Kopf ab. Aus repräsentativen Untersuchungen sind die

Wirkmechanismen und die Ergebnisse individueller Risiko- und Sicherheitsabwägungen gut bekannt. Einige Ergebnisse:

- Selbst gewählte Gefahren (Rauchen oder Skifahren) erscheinen geringer als aufgezwungene (Pestizidrückstände).
- Kontrollierbare Risiken erscheinen akzeptabler als solche, auf die wir keinen Einfluss haben.
- Je mehr Personen an einem risikoreichen Unternehmen teilnehmen, desto geringer erscheint das Risiko (Beispiel Börsenboom Anfang 2000).
- Befragte sind sich grundsätzlich sicher, dass ihnen weniger Unfälle passieren als anderen und das andere weniger aufpassen als sie selbst (z.B. Autofahrer).
- Natürliche Gefahren (Vulkanausbruch) werden eher hingenommen als menschengemachte (ärztliche Kunstfehler).
- Risiken neuer Techniken (grüne Gentechnik) werden regelmäßig überschätzt, Risiken bekannter Techniken regelmäßig unterschätzt (Autofahren).
- Katastrophen und Einzelschicksale (Tankerunglücke, das erschlagene Kind in Elmshorn) beunruhigen mehr als der alltägliche Wahnsinn (jährlich 3 Millionen Malariafälle weltweit).
- Risiken von schwer fassbaren Techniken wie Kernkraftwerke oder pflanzlicher Gentechnik werden stärker wahrgenommen als die von vertrauten sichtbaren Gefahren.
- Risiken, bei denen die Schäden erst mit zeitlicher Verzögerung auftreten, werden in der Regel eher akzeptiert (Rauchen) als Risiken mit unmittelbarer potenzieller Schädigung.
- Dramatische Todesursachen werden überschätzt, schleichende „undramatische“ Todesarten wie Diabetes oder Asthma unterschätzt.
- Ein Unfall mit 1000 Toten auf einen Schlag erregt die Öffentlichkeit weit mehr als je ein Toter pro Tag 1000 Tage lang.

Risikobewertung ist irrational. Alle Anstrengungen für eine rationale Bewertung blieben bislang vergeblich. Der Vorschlag einer Risikoskala analog der Richter-Erdbebenskala konnte nicht realisiert werden. Das wird auch so bleiben. Vor allem auch wegen der Medien.

Medien bestimmen unser Bild vom Risiko

3. These: Das, was ein Risiko oder eine Gefahr oder ein Schaden ist, erfahren wir zuallererst über die Medien. Das, was Risiko beziehungsweise kein Risiko ist, bestimmt in Deutschland die öffentliche Meinung, nicht die Wissenschaft.

Milliarden werden in die Asbestsanierung oder die Dioxinbekämpfung gesteckt, obwohl Überernährung und Übergewicht der tatsächliche Krebs-Hauptfaktor ist. Entgegen dem belegbaren Wissen werden Unsummen für den Verzicht auf Nahrungszusatzstoffe ausgegeben, während zehntausend Bundesbürger jährlich an Lungenkrebs aufgrund ihres Zigarettenkonsums sterben. Horrorszenarien suggerieren, dass in Zukunft Katastrophen größten Ausmaßes auf uns warten. Unterhalb der Auslöschung des gesamten Menschengeschlechts geht es nicht ab. Zu behaupten, man habe keine Angst vor Kernenergie, ist politisch nicht korrekt.

Die Risikowahrnehmung der Laien ist in erster Linie durch die Medien vermittelt. Journalismus ist dem Unheil zugewandt. Medien übertreiben grundsätzlich, das müssen sie

auch tun, sonst droht ihr ökonomischer Untergang. Sie müssen Aufmerksamkeit auch bei den harmlosen Themen erregen. Deshalb werden immer geringere Schäden immer größer herausgestellt. Die Übertreibung geht einher mit mangelhaften oder fehlenden Informationen. Die Medien schreiben „opferorientiert“, das heißt, zwei Tote im Zusammenhang mit der Einnahme eines Medikaments ist eine Meldung wert, nicht jedoch, wie viele Menschenleben (gemessen in gesunden Lebensjahren) durch eben dieses Medikament gerettet werden (Beispiel „Lipobay“). Des Weiteren ist zu beobachten die unangemessene Gewichtung von durchaus richtigen Fakten. Beispiel Busunglücke: Irgendwo findet ein Busunglück statt und plötzlich gibt es eine ganze „Serie“ von Busunglücken mit der dann üblichen Zeitungsüberschrift „Serie von Busunglücken reißt nicht ab“. Oder die Häufung von Meldungen über Störfälle in deutschen Kernkraftwerken nach dem Reaktorunglück in Tschernobyl sowie eine vermehrte Berichterstattung über tödliche Verkehrsunfälle nach dem Tanklastunfall von Herborn. Dadurch wurde, obwohl sachlich keine Häufung von Störfällen und Unfällen vorlag, der irreführende Eindruck erweckt, als habe sich ihre Zahl erhöht. Aus der Dimension der Berichterstattung kann man nicht auf die Dimension der Schäden schließen.

Die Thesen in vorangegangenen Absatz stammen von Hans Mathias Kepplinger, Sozialwissenschaftler der Universität Mainz, der 1989 das Buch „Künstliche Horizonte“ (Frankfurt/Main) veröffentlichte. Es handelt sich dabei um die bislang größte Medienauswertung zum Thema Umweltrisiken und Schaden.

Die dickste Lebenslüge des Journalismus ist die Schutzbehauptung, Medien transportieren nur, was in der Bevölkerung bereits vorhanden ist. Doch tatsächlich verstärken Gesinnungstäter in den Redaktionen reale oder auch nur vermutete Aufregung und Empörung, statt zur Aufklärung beizutragen. Journalisten erscheinen wie Zwangskranke, die wie durch ein Brennglas eine marginale Gefahr als große reale Bedrohung wahrnehmen. Es sind erregungsbereite Zyniker mit der Lust am Zerstören, auch von Vertrauen, durch maßlose Übertreibung. Heute tummeln sich Friedensforscher, Pazifisten, Menschenrechtler, Umweltschützer, Apokalyptiker und Propheten des Untergangs in den Nachrichten, in den Nachrichtenredaktionen finden sie immer ein offenes Ohr. Sie tragen dazu bei, dass bestimmte Grundüberzeugungen transportiert werden, die etwa so lauten:

- Laien und Betroffene sind stets glaubwürdiger als Fachleute,
- der demokratische Staat ist ein Täuschungsmanöver,
- die Industrie (insbesondere die chemische) ist böse und verfolgt bloß ihre Profitinteressen
- Polizei, Industrie und etablierte Naturwissenschaftler sind grundsätzlich amoralisch.

Wie man sich vor hysterischen Medienberichten schützen kann

4. These: Wir werden auch in Zukunft von hysterischen Medienberichten über Umwelt-, Gesundheits-, Lebensmittel- und Terrorismusgefahren nicht verschont bleiben. Im Gegenteil, alles deutet darauf hin, dass Journalisten ihre Hemmungen vor Panikmache weiter abbauen werden. Im Großen und Ganzen ist die deutsche Presse qualitativ hochwertig. Andere Staaten haben hemmungslosere Medien. Es hat keinen Sinn, das zu bejammern. So ist die Welt. Was also stattdessen tun?

Es braucht nicht viel, um den Fallen einer unangemessenen Medienberichterstattung aus dem Weg zu gehen.

- eine gesunde Skepsis gegenüber Interessengruppen und sattsam bekannten Krawallmedien, die einen über den Tisch ziehen wollen. Es heißt oft, Organisationen wie „Greenpeace“ haben – im Gegensatz zur Industrie – keine kommerziellen Interessen. Das ist falsch; auch Greenpeace hat ein Interesse an ihrem Fortbestand, dazu brauchen sie Spenden-Einnahmen;
- ein gewisses Geschick im Umgang mit Archiven, die jetzt auch im Internet leicht verfügbar sind,
- die Beherrschung der vier Grundrechenarten sind schon eine solide Grundlage und
- ein klein wenig Training im Stellen richtiger Fragen.

Wenn behauptet wird, ein bestimmtes Verhalten oder eine Substanz sei gefährlich, sollte immer gefragt werden: „Verglichen mit was?“ Dieses „verglichen mit was?“ ist die Basisfrage, die simpelste Methode, um Risiken beizukommen und sie zu verstehen. Der Vergleich erfolgt am besten mit den wirklichen Risiken, beispielsweise dem Rauchen. Ein Raucher muss 20 bis 40 Jahre lang seine Lunge täglich mit mehreren Packungen Zigaretten traktieren, um in einem relativ geringen Prozentsatz dann endlich Lungenkrebs zu bekommen. Gemessen an dieser Tortur: Was bedeutet da PCB in Fußbodenklebern, Tributylzinn in Sportlertrikots oder Asbest in Schulen? Fast überhaupt nichts, praktisch vernachlässigbar.

Denken Sie daran: Die meisten Nachrichten sind irgendwie falsch, sie bilden die Wirklichkeit nur unzureichend ab. Der Zwang zur Kürze bedeutet, dass viele Informationen unter den Tisch fallen, vor allem relativierende Informationen. Die Zahl der Skandale ist kleiner, als man nach dem Konsum von Medien annehmen möchte.

Doch jeder sollte sich um eine exakte Risikobeschreibung bemühen. Man kommt einer exakten Risikobeschreibung immer nur schrittweise näher und wird sie nie ganz erreichen. Wissenschaftler haben nicht den absoluten Gipfel des Wissens erklimmt, sondern versuchen kontinuierlich, die Probleme etwas weniger unwissend zu betrachten. Es wäre schön, wenn möglichst viele Menschen anfangen, ein kleines bisschen genauer zu denken und etwas rationaler zu entscheiden. Wissenschaftliche Aussagen haben begrenzten Wahrheitswert, sind aber präziser als Horoskope und Panikmache.

Nur schlechte Nachrichten sind wirkliche Nachrichten. Doch wie viel davon kommt bei den Rezipienten wirklich an? Wahrscheinlich weniger, als die Medienmacher wünschen und glauben. Denn haben wir Deutschen nicht auch die Erfahrung der Kontinuität gemacht? Weder ist die Ökokatastrophe eingetreten, noch der Wald gestorben (wenngleich es ihm schlecht geht); weder RAF noch Neonazis haben die Republik okkupiert; die Deutschen sind auch nicht die Opfer eines atomaren GAUs geworden. Im kollektiven Unterbewusstsein konnte sich die Erfahrung sammeln, dass das Leben trotz aller Katastrophenmeldungen weitergeht - und sogar ziemlich gut weitergeht. Das Leben scheint auf Dauer angelegt, die seit Jahrzehnten andauernden Warnungen der Apokalyptiker traten nicht ein. In diesem Bewusstsein werden - so denke ich - auch die üblichen Medienapokalypsen inzwischen routiniert weggesteckt. Wer will sich da noch wirklich aufregen?

Tipps zum Umgang mit Medien im Krisenfall

Zum Schluss ein paar Tipps für Entscheidungsträger zum Umgang mit Medien. Nehmen wir den „größten anzunehmenden Unfall“ im Justizvollzug an: ein Kindermörder bricht aus einem Gefängnis aus.

- Reagieren Sie innerhalb von maximal 4 Stunden. Die Presse braucht Futter, möglichst schnell.

- Vermeiden Sie alle Schuldzuweisungen und Vermutungen über den Hergang. Es kann sein, dass sich der Ablauf – nachdem sich die Aufregung gelegt hat – anders darstellt als zunächst geglaubt.
- Seien Sie rund um die Uhr erreichbar. Ein Ansprechpartner muss abgestellt und sofort benannt werden, der nichts anderes tut, als mit Medienvertretern zu telefonieren.
- Ignorieren Sie alles, was „der Mann von der Straße“ von sich gibt. Die Presse greift diese Meinungsäußerungen auf und transportieren sie ohne Gegenrecherche (Beispiel angebliche Schießereien und Vergewaltigungen im „Superdome“-Sportpalast von New Orleans beim Hurrikan „Katrina“ 2005).
- Nach wenigen Tagen werden die Medien ihre Aufmerksamkeit wieder abziehen, einfach weil eine neue, andere Sensation am Horizont auftaucht. Es kommt für Sie darauf an, diese Zeit zu überbrücken und dann Ihre Arbeit in Sorgfalt und Verantwortung fortzusetzen.

Zum Autor

Dr. Gerald Mackenthun studierte Politische Wissenschaft und später Psychologie an der Freien Universität Berlin. Er war drei Jahrzehnte Wissenschaftsreporter, zunächst für den Rundfunk, dann fast 20 Jahre lang für eine große Nachrichtenagentur in Berlin. Anfang 2005 wechselte den Beruf und arbeitet seitdem als Psychotherapeut, zunächst an der Psychosomatischen Abteilung der Charité Berlin, seit kurzem in eigener Praxis in Magdeburg.